

# Allgemeine Wochen-Beilage



Wöchentlich  
erscheint  
eine Nummer.

65. Jahrgang.

Preis jährlich:  
ohne Stabfische 6 Thlr.  
mit Stabfischen 8 Thlr.

## Im Fräuleinstift.

Novelle

von

Luise Ernesti.

(Fortsetzung.)

„Sehen Sie's wieder, so wissen Sie's, daß es Gräfin Blanka, die weiße Gräfin ist. Man nennt sie so nach ihren Haaren — nennt sie weiße Gräfin, trotz ihrer dunkeln schmachbedeckten Vergangenheit, die Niemand Anderes kennt. Aber ich kenne sie — ich — ich Clarissa von Rawen, die phantasievolle Stiftschwester, kenne sie und ihre ganze Schande! Fluch über diese Person, die der stete Fluch meines Lebens ist, die mir voll Bosheit nicht allein den stillen Frieden dieses Asyls so lange vorenthalten hat, sondern mich Arme fort und fort aller Ruhe beraubt, meine Tage trübt und mein elendes Dasein mehr und mehr vergiftet.“

Ich wagte nicht den Zornausbruch von Fräulein Clarissa zu unterbrechen, noch ein Wort zur Vertheidigung der mir völlig unbekanntem Gräfin Blanka zu sagen, obgleich deren ganzes Aeußere und Wesen einen Eindruck in mir hinterlassen, der laut und mächtig den niedern Anklagen widersprach, welche ihre Mitschwester gegen sie ausstieß.

„So, so,“ fuhr Fräulein Clarissa heftig auf, als ich schweigend durch die vergitterten Scheiben des Fensters blickte, „auch Sie machen's wie stets Ihre Tante

thut, nehmen gleich von vorn herein Partei gegen mich. Ja, so sind die Menschen, so waren und so bleiben sie! — tritt Einer mit etwas interessanter Farbe vor sie hin, sind sie sofort blind für ihn eingenommen und hassen Den, der den von Gott und Natur bevorzugten Menschen anzutasten wagt, hassen ihn um so blinder, wenn die angreifende Partei kein bestechliches Aeußere — gar wie ich, einen Buckel hat.“

„Nicht ihr Aeußeres nahm mich für Gräfin Blanka ein,“ entgegnete ich besänftigend, „der Ausdruck ihres Leidens erregte mein Interesse!“

„Ich habe auch gelitten!“ rief sie ingrimmig, „habe wohl mehr Unglück gehabt, wie sie; doch mich bedauert Niemand, mein Leiden flößt Keinem Interesse ein.“

Ich reichte ihr die Hand und sagte, wie oft ich sie schon wegen ihrer Krankheit bedauern gehört, wie lieb man sie im Stifte habe. Sie brach in Thränen aus und schluchzte, von leidenschaftlichem Schmerz übermannt: „Lieb? lieb? o, nein! mich hat ja nie Jemand lieb gehabt, wie heiß ich auch darnach mich gesehnt in den Tagen meiner Jugend, wie sehr ich darnach verlangt in den Jahren meines einsamen Alters.“

Was sollte ich, die Fremde, die nichts Näheres von dem Lebensschicksale jener unglücklichen Gebrechlichen kannte, ihr zum Troste sagen? — Ehe ich aber noch Zeit hatte nachzudenken, was thun, ihren Schmerz zu besänftigen, trat Baroness Benedetta in die Zelle. Ihr Antlitz glühte, ihr Auge leuchtete und mit vor Freude bebender Stimme rief sie: „O, kommen Sie



schnell in den Salon und gratuliren Sie den Glücklichen!"

"Wie?" fragte Fräulein Clarissa hastig, "Glücklichen? — wer ist glücklich, wer kann das überhaupt in dieser Welt des Jammers sein?"

"Fräulein Elfride und Herr Lindenthal, sie sind verlobt."

"Das wußte ich lange, und darum brauche ich nicht in den Salon zu hinken," brummte Fräulein Clarissa, "auch ist das Glück kein so außerordentliches, denn sie ist unbemitteltes Stiftsfräulein, er — arm wie eine Kirchenmaus! Schönes Glück, aus Liebe zusammen zu verhungern!"

"Sie sind nicht mehr arm!" jubelte Benedetta, "Gräfin Blanka hat sie reich gemacht. O, diese gute, vortreffliche Gräfin Blanka!"

Ein Ausdruck wilden Hasses entstellte das Antlitz Fräulein Clarissas bei diesen Worten; sie verließ uns so eilig, wie ihre gelähmten Glieder nur zu gehen erlaubten und verschwand in dem Corridor; Baroness Benedetta aber setzte sich auf meine Bitte zu mir und erzählte mir von dem Glück Fräulein Elfridens, das Gräfin Blanka begründet.

#### Fünftes Capitel.

Vor zehn Jahren hatte sich Lindenthal, ein gänzlich unbemittelter Offizier, im Geheimen mit Fräulein von Werden verlobt. Sie war die älteste Tochter einer armen Beamtenwitwe, der nach dem Tode ihres Mannes eine nur geringe Pension geblieben, so daß sie und Elfride fleißig arbeiten mußten, um Zuschuß zum Haushalt zu gewinnen und Mittel zur Erziehung der jüngeren vier Schwestern zu erhalten. Wie wenig Chancen äußern Vortheils Frau von Werden auch die Verlobung ihrer Tochter mit einem armen Manne bot, war sie doch nicht dagegen, als sie das Glück und die Liebe der beiden jungen Leute sah. Sie hatte sich selbst aus Neigung verheirathet und gab solchen Verbindungen den Vorzug vor glänzenden Versorgungen aus Nebenrücksichten, bei denen dem Herzen nichts geboten und nur der äußere Vortheil gesichert ist.

Drei Jahre genossen die Verlobten im Stillen ein Glück, wie es eben nur eine solche innige Liebe zu verleihen vermag. Da starb die Mutter Elfridens. Den mittellosen Töchtern blieb kein anderer Ausweg, um zu existiren, als bei Fremden ein Unterkommen zu suchen. Mit tiefem Schmerz sah Lindenthal seine Braut,

gleich zwei ihrer Schwestern sich um ein Engagement bemühen, nachdem Elfride zu seiner größten Freude das glänzende Anerbieten des Theaterdirectors zurückgewiesen, der ihre schöne Stimme für seine Bühne zu gewinnen gedacht; mit noch tieferm Weh aber sah er die Geliebte wenige Monate später ihre Vorbereitungen zur Abreise nach London treffen, wo sich für sie eine Stelle als Gesanglehrerin gefunden. Mit den letzten Vorbereitungen beschäftigt und schweren Herzens der weiten Trennung gedenkend, erhielt Elfride von der Aebtissin des Tannenberger Stiftes, welche von ihrem Schicksale gehört, die Nachricht: „daß durch Todesfall Vacanz eingetreten und sie den Fürsten und Baron von Rawen gebeten, ihr die Stelle zu verleihen.“

Dieser so ganz unverhofften glücklichen Wendung ihres Geschicks folgte wenige Tage später ihre wirkliche Einberufung als Stiftsnovize. Wie dankbar war Elfride ihrer gütigen Beschützerin, wie selig ihr Verlobter über diesen Wechsel! Die Stiftsstelle war in der That ein Glück für sie, ein Glück, das nicht allein sie traf, sondern auch ihren jüngsten Schwestern, die ihrer Unterstützung bedurften, zum Segen gereichte.

Sieben Jahre war Elfride bereits im Stifte und schlechtes Avancement hatte dem Bräutigam noch immer nicht erlaubt, der Geliebten neue Heimath zu gründen; auch die Freuden des Wiedersehens waren ihnen nur spärlich zugemessen gewesen, nur alle zwei Jahre ihnen zu Theil geworden. Sie hatten nur dann sich vereinen können, wenn sie von ihrem Stiftsgehalte, er von seiner Lieutenantsgage so viel Geld erspart, um die weite Reise zu einer entfernt wohnenden Tante Lindenthals machen zu können, die sie von ihrer Verlobung unterrichtet und welche das Brautpaar gern und willig für einige Wochen bei sich aufnahm.

Der wahre Grund dieser Reisen war von Elfride nie angegeben worden. Sie gehörte nicht zu den gewöhnlichen Frauennaturen, die alle Welt zu Vertrauten ihrer Gefühle machen und ewig das Herz auf der Zunge haben. Ihre Liebe war ihr zu heilig, davon zu reden und sie durch Urtheile profaniren zu lassen. Sie kannte außerdem die Welt hinlänglich genug, um nicht ganz genau zu wissen, welch harte Beurtheilung grade immer eine lange Verlobung ohne Ausichten durch Fremde erfährt. So hatte sie denn geschwiegen, im Laufe dieser Jahre ihr Geheimniß um so tiefer bewahrt, als entfernte, adelsstolze Cousinen von ihr ins Stift gekommen, die mit scharfen Zungen stets all Die angriffen, welche aus alten vornehmen Familien stammend, sich mit Männern bürgerlicher Herkunft verban-



den und ihrer Ansicht nach die unverzeihlichste That begingen: einen reinen Stammbaum zu beslecken. Diese stolzen, vorurtheilsvollen Damen waren zur Freude Aller immer nur kurze Zeit im Stift, waren auch jetzt wieder seit Monaten abwesend.

Fräulein Elfride hatte nun ihr Geheimniß bis zu dem Tage treu bewahrt, wo sie zu Lindenthals Tante zu reisen beabsichtigte und ihr Verlobter ihr den plötzlich erfolgten Tod dieser Beschützerin ihrer Liebe anzeigte. Sie war gerade bei Gräfin Blanka, als jene Nachricht sie erreichte und die Vernichtung ihrer für die nächste Zeit schon so sicher erhofften Freuden sie dergestalt überwältigte, daß, als Gräfin Blanka nach der Ursache ihrer tiefen Trauer forschte, sie gestand, was jener Tod ihr außerdem raube. Gräfin Blanka hörte anscheinend ruhig diesen Bericht an und doch konnte nur sie es gewesen sein, die den Fürsten von dem Falle benachrichtigt, denn er schickte wenige Wochen später Lieutenant Lindenthal mit einem Briefe an die Aebtissin nach Tannenbergen und da Sr. Durchlaucht in dem Schreiben meine Tante ersuchte: seinen Abgesandten als ihren Gast auszugeben und einige Zeit im Stifte zu behalten, so wurde dieser Wunsch natürlich erfüllt. Obgleich die Verlobten gegen Niemand den Bund ihrer Herzen veröffentlichten, erriethen doch alte Damen sehr bald ihr Verhältniß und die Meisten nahmen den innigsten Antheil an einem Glücke, das der Himmel ihnen selbst versagt hatte. Die guten Stiftsdamen gingen während der kommenden Wochen sogar weiter. Sie hatten schon einmal einer mit einem armen Offizier verlobten Stiftschwester das Landen im Hafen der Ehe ermöglicht, nicht allein für eine gute Aussteuer gesorgt, sondern das junge Paar fort und fort unterstützt. Nun zerbrachen sie sich den Kopf, ob nicht noch bedeutendere Einschränkungen möglich wären und wenn sie sich manche Annehmlichkeit versagten, Fräulein Elfride Lindenthal heirathen könne.

Das Wesen Lindenthals ließ aber ein solches Anerbieten nicht gut zu und auch Elfride sprach einmal entschieden aus: daß sie ihr Glück nie auf Kosten der Entbehrungen Anderer erkaufen möchte. Nun aber war dem Bräutigam das Glück so zu sagen plötzlich vom Himmel gefallen und was ihnen bevorstand, sie ahnten's noch nicht, als ich mich an dem Morgen aus dem Salon entfernte, wo Fräulein Elfride mit Lieutenant Lindenthal musiciert, Benedetta an dem Bilde ihres Ahnen zeichnete; Angelika und Agnes einen ihrer erbitterten Wortkämpfe führten, die Zwillinge sich friedlich im Erker sonnten und das ewig geschäftige „Tönn-

chen“ Hemden für ihre Nähsschule zuschnitt. In dies Chaos verschiedenartiger Beschäftigungen brachte der mit der Postbrieftasche eintretende Haushofmeister größere Einheit. Fast Alle erhielten Briefe, — Lieutenant Lindenthal einen vom Fürsten, in dem der Landesherr in gnädigen Worten schrieb: „daß er nicht allein durch Gräfin Blanka seine Verlobung mit Fräulein von Werden erfahren, neuerdings auch von ihr gehört, daß wegen seines noch im weiten Felde stehenden Avancements zum Hauptmann ihre Verbindung auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben sei. Der Fürst fragte im weitem Verlauf des Briefes an, ob Lindenthal die militärische Carrière aufgeben und Ober-Inspector auf den Gütern Blankenburg und Barenholt werden wolle, in welchem Falle er ihm ein Jahrgehalt von zweitausend Thalern biete, das sich nach zehnjähriger, treuer Verwaltung auf das Doppelte steigern und ihm für Lebenszeit gesichert bleiben sollte.

Die Besitzungen Blankenburg und Barenholt gehörten zu den größten und schönsten Landgütern im Gebiete des Fürsten und waren, seitdem der letzte Graf Blankenburg vor neunzehn Jahren ebenso spurlos verschollen — wie einst vor länger als hundert Jahren sein Ahnherr der Graf Herbert, — an das fürstliche Haus gefallen. Beide Schlösser waren seitdem unbesetzt geblieben, — wie man vermuthete, aus dem Grunde nie von Andern benutzt worden, weil der Fürst entweder wisse, wohin der Besitzer gekommen, oder er noch nicht die Hoffnung aufgegeben, ihn endlich zurückkehren zu sehen. Das kleinere der Schlösser „Barenholt“ stellte der Fürst zur Disposition Lindenthals, bat ihn, wenn er auf seinen Vorschlag eingehe, sich als unumschränkter Herr des alten Hauses anzusehen und sich Alles nach seinem eignen Geschmack anzuordnen und einzurichten.

Lindenthal war sofort entschlossen, das sich ihm bietende Glück zu ergreifen, theilte seiner Braut den unvermutheten Wechsel seiner Verhältnisse mit und im Uebermaß ihrer Freude benachrichtigten Beide gleich die anwesenden Stiftschwwestern von der Gnade des Fürsten. Bis auf Angelika, die theilnahmlos gegen Alles und etwas neidisch auf Anderer Glück war, freuten sich Alle darüber und hätten gern gleich mit dem Brautpaare der Gräfin Blanka ihren Dank ausgesprochen. Die edle Wohlthäterin und warme Fürsprecherin war aber zum allgemeinen Bedauern nicht in ihrem Zimmer. Als sie endlich mit der Aebtissin in den Salon trat, hatte sie eine neue Ueberraschung und Freude für Elfride und Lindenthal — den Vorschlag, den die Aeb-



tiffin bereits genehmigt, ihre Hochzeit an einem Tage mit Fräulein Agnes zu feiern.

Warum hätten Lindenthal und Elfride, die so lange verlobt, so lange ihre Vereinigung herbei gesehnt — noch warten sollen? Freudig nahmen sie daher das Anerbieten an, und während die Aebtissin mit dem Brautpaare sprach, ersuchte Gräfin Blanka Benedetta: „Fräulein Clarissa und mich an den Vorgängen im Salon in Kenntniß zu setzen und benachrichtigte sie davon, wo wir anzutreffen wären. Wir fanden Gräfin Blanka noch unter den Stiftschwwestern, sie stand neben Angelika und meiner Tante in der Tiefe des Saales, nahe dem Kamin. Im Erker, zurückgesunken in ihre Lehnstühle, die schmalen Hände über den im Schoße ruhenden Strickzeugen gefaltet, saßen die Zwillinge da und schauten thränenfeuchten Blicks auf das Brautpaar, welches auf den Balkon getreten, dort Hand in Hand stand. Lucretia war bleicher denn je und ich sah sie, wie man sie selten gesehen: müßig am Tisch sitzend, den Kopf in die Hand gestützt, den Blick fest auf das weiße Linnen geheftet und doch mit den Gedanken wohl weit davon entfernt, einzig zurückdenkend an ihre eigne dunkle Vergangenheit — an das traurige Ende ihrer Jugendliebe, — ihrer Jugendhoffnung! —

Fräulein Agnes gab wie gewöhnlich ein treues Bild ihrer egoistischen Natur, denn während in allen Andern sichtbar nachzitterte, was sie eben erlebt, lag sie nachlässig hingestreckt auf einer Chaise longue und las den erhaltenen Brief ihres Verlobten. Sie rief Benedetta und mir, bei unserm Eintritt in den Salon zu: „Nein, Sie müssen Beide hören, wie mein Bruno mich liebt!“

Unwillkürlich schante ich erschrocken und angsterfüllt auf Angelika, sah ihr bleiches Gesicht noch geisterhafter werden und einen Blick geheimer Todesangst auf ihre Nebenbuhlerin werfen. Agnes nahm davon nicht die mindeste Notiz und las mit erhobener Stimme: „Meine innigst, meine über Alles geliebte, theure, reizende Braut, Glück meines Lebens, holder Engel.“

Während die Zwillinge Steinau mit sichtlichem Interesse diesen Bombast von Liebe anhörten, unterbrach Gräfin Blanka mit ruhiger Stimme die Vorlesung und als sie, eine Frage an die glückliche Braut richtend, sich der Chaise longue näherte, auf der Fräulein Agnes nichts weniger als anmuthig hingegossen lag, mußte der Anblick jener würdevollen Erscheinung ihr, die sonst eigentlich Niemand respectirte, unwillkürlich Ehrfurcht einflößen. Sie stand auf — zwischen

Beiden entspann sich ein leises Gespräch, plötzlich wurde Fräulein Agnes Stimme hörbarer und es war zuletzt ihr gewöhnlich rücksichtsloser Ton, mit dem sie laut, so daß Alle es hören konnten, sagte: „Ich lasse mir keine Vorschriften machen, Gräfin Blanka, am wenigsten von Ihnen, die —

Ließ der Blick der weißen Gräfin, ihr hoheitsvolles Zurückweichen die Unbesonnene nicht ausreden oder kam sie von selbst zur Einsicht ihrer grenzenlosen Taktlosigkeit. Sie hielt aber inne, schlug die Augen zu Boden, spielte verlegen mit den Quasten ihres Morgenkleides und sah so nicht die Bewegung unnachahmlichen Stolzes, unbegrenzter Verachtung, mit der Gräfin Blanka die Achseln zuckte, sich von ihr entfernte und dem Balkon näherte.

Alles blieb einige Augenblicke unter dem Druck der kleinen, kurzen Scene, meine Gratulation an das Brautpaar beseitigte den Eindruck etwas; doch völlig schwand er aus Aller Erinnerung, als die rothe Gertrude plötzlich erzählte: daß die blaue Bianka sich beinahe auch ein Mal verheirathet hätte — und zwar mit einem Prinzen, der sich in ihre schöne Stimme verliebt.“

„Meine Schwester sang wundervoll!“ fügte sie hinzu und als sie sah, daß die blaue Bianka das Wort an sich reißen wollte, um vielleicht auch etwas über den Prinzen zu sagen, fuhr sie rasch und eifrig fort: Prinz Heinrich versicherte immer: sie würde die größte Zierde jeder Bühne sein, Lucretia, nicht wahr?

„Nicht wahr?“ wiederholte „Tönnchen“ leise und gedankenvoll.

„Wie?“ rief die blaue Bianka entrüstet, „nicht wahr, sagst Du? es ist aber doch wahr, wie ebenso, daß er mich geliebt, und auch ganz gewiß geheirathet, wenn er nur gekonnt hätte, wie er gewollt.“

Lucretia völlig vertieft in das Abmessen eines Kinderhemdchens, zu dem das Linnen anscheinend nicht ausreichte, hörte in der Zerstretheit wohl nicht ganz richtig, denn sie wiederholte den letzten Satz mit kleiner Veränderung und sprach: „wenn er nur gewollt hätte, wie er gekonnt!“

Alle lachten, lächelnd schaute auch Tönnchen empor und um sich, ohne Ahnung, daß sie selbst Anlaß zur Heiterkeit gegeben. Da — ehe noch der Zorn der Zwillinge über sie herein brechen konnte, trat oder hinkte vielmehr Fräulein Clarissa in den Salon. Lucretia warf bei dem Anblick Scheere und Leinwand bei Seite, stürzte der Freundin entgegen und führte sie dem Brautpaare zu:



„Also Sie wollen heirathen!“ begann Clarissa, „nun meinethwegen, denn wer die Thorheit der Liebe begangen, schreitet auch gewöhnlich fort im Wahnsinn, hin in den Ehestand. — Ich gratulire aber herzlich zu Ihrem Vergnügen und wünsche Ihnen auch alles Glück zu dieser künftigen Misere des Lebens.“

Man kannte Fräulein Clarissas seltsame Art zu wohl, um sie ihr übel zu nehmen und Elfride umarmte sie auch so herzlich, als hätte sie ihr den schönsten Glückwunsch gesagt. Sie und Lindenthal lächelten selbst heiter, als sie dann ein Beispiel unglücklicher Ehen nach dem andern erzählte, von dem Jammer sprach, den ungerathene Kinder bereiten könnten und erwähnte, wie glücklich dagegen das Loos der Stiftdamen, überhaupt — das Loos alter Jungfern.

Von dem Thema plötzlich abspringend, ging sie über auf Barenholts verschollnen Besitzer, den Grafen Benno von Blankenburg, dessen Braut sie als Kind gekannt, als junges Mädchen einmal auf einem Ball im Hause ihrer Schwester wiedergesehen und von der man schon vor dem unerklärlichen Verschwinden ihres Verlobten nichts Gewisses über ihr Schicksal gehört.

Alles drängte sich bei den Worten dichter um sie und die erwartungsvollen Gesichter ihrer Zuhörer, eins nach dem andern anschauend, brach sie plötzlich in ihr kurzes Lachen aus und rief heiter: „Mehr weiß ich nicht von ihnen, als daß sie ebenso schön wie lebenswürdig, ebenso gut wie vortrefflich waren.“

(Fortsetzung folgt.)

### Feuilleton.

(Ein amerikanisches Medium.) In Paris giebt gegenwärtig ein Amerikaner, Mr. Girroobb, mit seiner Gattin Vorstellungen in der höheren „Magie“ und macht ungeheures Aufsehen. Ein Augenzeuge berichtet über eine solche Vorstellung:

„Ich will mich nicht bei den Zaubertricksstücken aufhalten, welche Mr. Girroobb ohne irgend welche Apparate, die so wesentlich zum Gelingen beitragen, ausführt; so erstaunlich sie auch scheinen, so befinden sie im Grunde doch weiter nichts als eine große Fingerfertigkeit und lassen sich auf natürliche Weise erklären. Vollkommen unbegreiflich aber ist mir das Errathen des Gedankens. Man denke sich in einem Salon ein Auditorium, das mehr oder weniger mit Ungläubigkeit gewappnet ist und nach jedem Zeichen anspäht, das zwischen dem Magnetiseur und seinem Medium gewechselt werden könnte. Mrs.

Girroobb (beiläufig bemerkt eine sehr hübsche Frau) befindet sich oder scheint sich in magnetischem Schlafe zu befinden. Der Magnetiseur tritt vor einen der Anwesenden und bittet ihn, sich irgend einen Gesichtsausdruck zu denken, den er in den Zügen des Mediums ausgeprägt zu sehen wünscht, sei es Freude, Erstaunen, Angst, Bewunderung oder Verachtung. Das Antlitz des Mediums giebt augenblicklich das Gefühl wieder, welches der Befragte sich denkt, und das mit einer Wahrheit, die in Erstaunen setzt. Beim Zorne zum Beispiel verzerren sich die Lippen, die Nasenlöcher erweitern sich und der Mund stößt abgebrochene Laute aus.

„Der Magnetiseur versetzt nun das Medium in den extatischen Zustand. Die Augen öffnen sich weit und nehmen einen unheimlich stieren Ausdruck an; die Frau kniet nieder und zwei der Anwesenden halten ihr mehrere Minuten lang die Flammen zweier Kerzen dicht vor die Augen, ohne daß mit der Pupille die mindeste Veränderung vorgeht. Die Extremitäten werden kalt, zuerst die Hände, dann die Arme und um die vollständige Unempfindlichkeit darzutun, läßt der Magnetiseur auf die entblößte Schulter der Mrs. Girroobb das heiße Wachs einer brennenden Kerze träufeln, ein Experiment, das von mehreren Anwesenden wiederholt wird.

„Die magnetische Sehergabe dieser Frau scheint keine Grenze zu haben und kein Hinderniß zu kennen, sie erräth die geheimsten Gedanken eines Jeden, Entfernungen existiren für sie nicht, sie sieht durch die stärksten Mauern.

„Ich erinnere mich nicht mehr der vielen sonderbaren Fragen, welche ihr gestellt wurden; ich für meine Person drückte im Gedanken den Wunsch aus, sie möchte die Stellung der Polyhymnia-Statue im Louvre einnehmen, und kaum war dieser Gedanke entstanden, so richtete die junge Frau sich im Lehnstuhle auf und ahmte so gut als es ging die Stellung jener Statue nach. Um sie irre zu machen, versuchte ich dasselbe noch einmal mit einer Statue in Florenz, und siehe da, auch diese bildete sie soweit nach, daß sie nicht zu verkennen war.

„Es würde mich zu weit führen, wollte ich Alles erzählen was ich an jenem Abend gesehen und gehört habe. Ich muß gestehen, daß mir beim Fortgehen ganz eigenthümlich zu Muth war, denn als wir den Magnetiseur ersuchten, nach zweistündigem angestrengten Experimentiren die gequälte Frau zu wecken, gestand er uns, daß sie keinen Augenblick geschlafen habe!

„Wer ist hier der Getäuschte? Durch welche außergewöhnliche Entwicklung aller Geisteskräfte sind solche Resultate zu erzielen? Man weiß nicht was man denken soll. Entweder schläft Mrs. Girroobb und hat die Gabe des geistigen Blickes, und dann glaube ich an den Magnetismus, oder sie schläft nicht, und dann hat sie alle Museen Europas im Kopfe und ist der Inbegriff alles menschlichen Wissen, denn wir haben sie absichtlich nach ganz unbekanntem oder vergessenen Dingen gefragt: sie wußte Alles.

„Lassen wir aber auch diese zweite Hypothese gelten, wie durchschaut sie meinen Gedanken? wie sieht sie durch Mauern?



wie kann sie z. B., während sie ein Lied singt, errathen, bei welcher Note ich wünsche, daß sie aufhören soll? Es ist um wahnsinnig zu werden, wenn man darüber nachdenkt.“

Soweit unser Augenzeuge. Wir müssen es unseren Lesern überlassen, von diesem Berichte zu glauben so viel oder so wenig sie wollen, gewiß ist, daß das amerikanische Ehepaar in Paris das Tagesgespräch bildet, und daß auch der Kaiser und die Kaiserin sie mehrere Male bereits haben zu sich kommen lassen.

(Ein unverbesserlicher Sünder.) Während der Regierung der Kaiserin Maria Theresia begab sich der junge Professor der Wiener Universität eines Nachmittags gegen Abend in den Anatomieaal, wo die verschiedenen Leichen schaurig still auf ihren schwarzen Brettern dalagen. Der junge Gelehrte beschäftigte sich mit einer derselben und war ganz versunken in dem Eifer des Forschers, dem Drang nach Fortschritten in der Wissenschaft, als er plötzlich bemerkte, daß einer der Leichname leise mit den Händen zuckte. Es wurde ihm schier unheimlich zu Muth und wie er genauer und länger hinsah, weil er sich in dem ungewissen Licht zu täuschen glaubte, beobachtete er, daß der Leichnam, welcher einem Gerichteten angehörte, der wegen einer Mordthat an demselben Morgen gehängt worden war, immer deutlichere Lebenszeichen von sich gab und einen leisen Seufzer ausstieß. Jetzt richtete er sich sogar halb in die Höhe, stierte mit den verglasten Augen um sich und fiel dann wieder auf das schwarze Bret zurück. Obgleich der Professor ein aufgeregter, furchtloser Mann war, überließ es ihn doch wie ein eiskalter Schauer und der Schweiß trat in großen Tropfen auf seine Stirn. Indessen überwand er bald dieses unheimliche Gefühl, trat zu dem Gerichteten hin und rieb die Stirn und Schläfen desselben mit einer stärkenden Essenz, da er es für seine Pflicht als Arzt und Mensch hielt, den zurückkehrenden Lebensfunken zu unterstützen. Da er sah, wie der Mensch die Augen aufschlug und verwirrt um sich blickend mehr und mehr zu sich kam, so lud der menschenfreundliche Gelehrte den schauerlichen Gefellen ohne weiteres Bedenken auf die Schulter und trug ihn so bis zu seiner ganz in der Nähe gelegenen Wohnung, wo er ihn in sein eigenes Bett legte, ihm ein Glas stärkenden Weines zu trinken gab und ihm nun befahl, zu ruhen und liegen zu bleiben bis er wiederkommen würde. Mittlerweise war es Abend geworden und unser Professor eilte geflügelten Schrittes zu der Wohnung des berühmten kaiserlichen Leibarztes van Swieten, der sein besonderer Freund und Gönner war. Er fand denselben schon im Bett liegend, da er sich zeitig zur Ruhe zu begeben pflegte und er theilte nun dem weisen, gelehrten Manne in fliegenden Worten mit, was ihm begegnet sei, indem er zugleich um seinen Rath bat, was mit dem elenden Menschen geschehen solle. Der Leibarzt hörte ihn aufmerksam an und sprach endlich nach langem Besinnen: „Der Mensch hat einen Mord begangen, also ein schweres Verbrechen, aber er hat dafür mit seinem Leben und mit der ausgestandenen Todesangst gebüßt. Sprechen wir mit irgend Jemand von der Geschichte, so bemächtigen sich die Gerichte seiner auf's Neue und er wird vielleicht abermals hingerichtet oder doch zeitlebens eingesperrt.

Gott hat ihn wieder zum Leben erweckt, er senkt vielleicht seine Seele zur Reue und Besserung und der Sünder wird diese Gnade und Barmherzigkeit erkennen, in sich gehen und fortan nicht mehr sündigen. Sollten wir nun so grausam sein, wider Gottes sichtslichen Willen zu handeln und den Sünder auf's Neue dem Tode überliefern, daß er in seinen Sünden hinsahre? Nein, wir wollen ihm den Weg zum Guten öffnen, so viel in unseren Kräften steht. Hier, mein junger Freund, nehmen Sie diesen Schlüssel, schließen Sie jenen Wandschrank auf und nehmen Sie aus dem Fache links die Rolle mit hundert Dukaten, die ich kürzlich durch die Gnade der Kaiserin erhielt. Davon geben Sie dem Gefellen fünfzig Stück und scharfen Sie ihm ein, er solle machen, daß er fortkomme und die Grenzen des Landes erreiche, so schnell ihn seine Füße tragen wollen.“

Der Professor nahm das Geld dankend, verabschiedete sich von seinem Gönner und eilte in seine Wohnung zurück, wo er den unheimlichen Gast fest schlafend in seinem Bett fand; er weckte ihn nach einiger Zeit, händigte ihm das Geld und einige Kleidungsstücke ein und gab ihm die Weisung zur schnelligsten Flucht über die Grenze, was sich der Mensch nicht zweimal wiederholen ließ. Er eilte mit vielen Dankesäußerungen von dannen und seine Beschützer waren froh, daß sie nichts von einer neuen Arretirung ihres Proteges hörten, was sie Beide hätte arg compromittiren können. Sie hofften mit Gewißheit, der Wiedererstandene wäre ein ordentlicher Mensch geworden, um seine früheren Missethaten wieder gut zu machen.

So vergingen sieben Jahre, ohne daß sie irgend Etwas von ihm erfuhren. Da kam ein Bericht des Dresdner Gerichtes an das Gericht zu Wien, welcher die Mittheilung enthielt, sie hätten einen Menschen in Gewahrsam, der sich als österreichischer Untertban erwiesen und welcher vor Kurzem in Sachsen einen doppelten Mord begangen. Als man ihn deshalb zum Galgen verurtheilte, habe der Mörder ausgesagt, er sei in Wien vor sieben Jahren schon einmal erhängt worden und das Dresdner hochnothpeinliche Gericht erbitte sich nun von dem Wiener Gericht Aufklärung über diesen seltsamen Fall.

Die Geschichte machte vieles Aufsehen; das Gericht forschte nach und da der Henker aus sagte, er habe damals den Leichnam des Gehängten an die Anatomie abgeliefert, so wendete man sich an den Professor und dieser wurde auf sein Geständniß, daß er dem wiedererwachten Verbrecher damals fortgeholfen, ohne indessen die Betheiligung seines Gönners an der Sache zu verrathen, in Haft genommen. Einer der Polizeibeamten erzählte die Geschichte von der Verhaftung des Professors dem Leibarzt Dr. van Swieten und dieser erschrak so heftig darüber, daß er augenblicklich fortstürmte und den betroffenen Beamten allein ließ. Obgleich es schon gegen 11 Uhr Abends war, eilte van Swieten in die kaiserliche Burg und begehrte die Kaiserin Maria Theresia zu sprechen; man sagte ihm, die Kaiserin sitze bei ihrer Spielpartie, wo sie sich nur sehr ungern stören ließe, aber der Leibarzt bestand so dringend darauf, daß man der Monarchin sein Begehren meldete. Sie legte sogleich ihre Karten nieder und kam in ein entferntes Nebenzimmer, wo van



Swieten in höchster Aufregung auf sie wartete. Dort angelangt sprach sie: „Ei, ei, mein lieber Doctor, was hat Er denn noch zu so später Stunde in solcher Eile von mir zu begehren?“ Van Swieten war aber niedergedrückt und rief: „Gnade, Gnade, meine allergnädigste Kaiserin!“ — „Was hat Er denn für einen Protegé, den ich begnadigen soll?“ — „Ach, ich bitte um Gnade für mich selber und für meinen jungen Freund, an dessen Verhaftung ich allein Schuld bin.“ — „Was schwägt Er da für ungerichtetes Zeug? Steh Er auf, Doctor, und erzähl' Er mir die Sache ordentlich, ich mag es nicht leiden, daß Er vor mir kniet, dem ich mein und der Meinigen Leben so oft verdanke.“ Der Leibarzt erhob sich und theilte nun der Kaiserin die ganze, seltsame Geschichte mit, worauf diese ernst den Kopf schüttelte und sagte: „Das kommt davon, daß Er kein Vertrauen in mich gehabt hat. Mir hätte Er damals Alles sagen und mir anheimstellen müssen, was ich verfügen wollte. Geh' Er nur ruhig heim, Sein Freund soll auch gleich wieder auf freien Fuß gesetzt werden, aber ein ander Mal mischt Euch nicht in solche Geschichten, von denen Ihr Nichts versteht.“ Van Swieten küßte der Kaiserin überglücklich die gnädig dargereichte Hand und eilte, den Professor aus der Haft zu befreien; die Kaiserin lehrte aber lächelnd zu ihrer unterbrochenen Spielpartie zurück und meinte, zu ihren Mitspielern gewendet: „Die Gelehrten sind doch sammt und sonders gar curiose Leut.“

(Der Staub als Verräther.) Ein Herr N. in Paris ist der glückliche Gatte einer sehr hübschen und liebenswürdigen Frau, der er den einzigen Vorwurf zu machen hatte, daß sie ein klein wenig zu gefallsüchtig sei und sich nicht ungern von andern Männern den Hof machen lasse. Namentlich machte der Ehemann die Bemerkung, daß ein junger eleganter Baron allzu feurige Blicke mit seiner Frau wechselte und da er die Besuche des jungen Herrn nicht gern sah, gab er dies demselben in seiner Weise und seiner Gattin in deutlichen Worten zu verstehen. Die junge Frau beruhigte die Eifersucht ihres Mannes mit heiterem Lachen und da er den Baron nie mehr im Salon Madame's traf, so gab er sich völlig zufrieden und freute sich, den Feind so schnell losgeworden zu sein. Eines Abends ging der Gatte ganz vergnüglich in seinen Club; als er sich von seiner Frau verabschiedete, fand er sie in ihrem Zimmer, ganz vertieft in die Lectüre des neuen Schauerromans Salammbô. Als er im Begriff war wieder heimzukehren, trifft er im Vorzimmer des Clublocals den gefürchteten Baron, welcher eben hineintreten wollte. Dieser zieht höflich grüßend den Hut und Herr N. redet ihn an: „Aber Herr Baron, wo Teufel haben Sie denn Ihren Hut stehen gehabt?“

Der Baron nimmt den Hut wieder vom Kopf, betrachtet ihn erstaunt und bemerkt, daß der Deckel förmlich mit einer dicken Lage Staub überzogen ist, der sich in dem Plüsch festgesetzt hat; er ruft einen Garçon, läßt sich den Hut ausbürsten, indem er seine Verwunderung ausdrückt und tritt dann in die Salons, während Herr N. nach Hause wandert, wo er sein Frauchen noch ganz vertieft in ihren Roman antrifft.

Am andern Morgen sucht der Mann irgend einen verlegten Schlüssel und da er ihn nirgends finden kann, stöbert er jeden Winkel durch und sucht an allen Orten, wo der Schlüssel vernünftigerweise gar nicht sein kann. So greift er auch mit der Hand auf eine Chiffonniere, findet indessen keinen Schlüssel, aber sehr viel Staub. Diese Diensthofen sind doch zu nachlässig! —

Er hat die Finger so voll Staub, daß er sich die Hände waschen muß und dabei fällt ihm plötzlich der Staub auf dem Hute des Barons am vorherigen Abend ein. Ein unbestimmtes Gefühl treibt ihn an, die Sache näher zu untersuchen und „Eifersüchtige finden oft mehr als sie suchen.“ Er steigt auf einen Stuhl, betrachtet die Marmorplatte der Chiffonniere und sieht außer den Strichen, die von seinen Fingern herrühren, in dem Staube den runden Abdruck eines Hutdeckels! Er vergißt nun total den verlorenen Schlüssel und was nun folgte, kann man sich denken! —

(Französische Moralität.) Während es in Paris während des diesjährigen Carnevals bei den Bällen der höheren Kreise sehr ungenirt zugeht, so daß die Kaiserin sogar für nöthig fand, die Gräfin Castiglione wegen ihres Anzugs zu dem Kostümball in den Tuilerien vom Hofe zu verbannen, wurden in den Provinzen von den Maires die lächerlichsten Verordnungen „zur Aufrechterhaltung der Moral“ erlassen. So wurde in Noyon den Musikbänden verboten, Walzer oder Galoppaden ohne Polizeiermächtigung zu spielen und den Damen mit Herren zu tanzen, so lange noch Personen gleichen Geschlechts in genügender Zahl, um mit einander zu tanzen, anwesend seien. In einem andern Departement durfte nur die Musikbande der Pompiers spielen und der philharmonischen Gesellschaft wurde es nicht gestattet, „weil dies Rivalität und Uneinigkeit erzeugen würde, die man in civilisirten Ländern vermeiden müsse.“ In Paris wurde die Frau eines Schmidt's verhaftet, weil sie, als man ihr die Erlaubniß, in Männerkleidern auf einen Maskenball zu erscheinen verweigerte, in ihrem Zorn sagte, dies sei eine Verläugnung des Gleichheitsprinzips, es sei unrecht die „basse canaille“ zur Sittlichkeit anzuhalten, während man der „haute canaille“ Alles gestatte. —

(Eine Zwergenhochzeit.) In den ersten Tagen des Februar fand in Newyork eine seltene Feierlichkeit statt, welche die halbe Stadt in Aufregung versetzte: Mr. Charles S. Stratton, bekannter unter dem Namen Tom Pouce, und Miß Lavinia Warren, das zierliche Pärchen, welches der große Mann des Humbugs, Barnum, seit einiger Zeit den Yankee's producirt, wurden vor Gott und den Menschen in der Grace-Kirche unwiderrüßlich vereinigt. Es war dies ein Project Barnum's seit er die allerliebste Lavinia aufgefunden hatte und er suchte eine Liebschaft zwischen den beiden Leutchen eifrig zu befördern, was ihm denn auch glücklich gelungen ist.

Diese Hochzeit bildete das Ereigniß des Tages und es hätte mindestens drei bis vier Siegesbotschaften bedurft, um die ausschließliche Aufmerksamkeit eines Theiles der Bevölkerung davon abziehen. Natürlich war die Kirche sowie alle Zugänge zu derselben gedrückt voll und zwei lange Reihen Polizeibeamte



wachten darüber, daß Keiner, der nicht mit einem Billet versehen war, die Kirche oder auch nur das Trottoir vor derselben betreten durfte, denn Master Barnum hatte die günstige Gelegenheit, einen grandiosen Schnitt zu machen, natürlich nicht unbenuzt vorüber gehen lassen und die Eintrittskarten zum Zuschauen bei der Trauung zu bedeutenden Preisen losgeschlagen. Der Menschenandrang war so groß, daß sogar die Omnibus für diesen Morgen die Richtung ihrer Fahrten ändern mußten.

Die Ceremonie ging übrigens fast ganz so vorüber als ob es sich um eine Heirath zwischen gewöhnlichen Sterblichen handelte, außer daß die Versammlung weit mehr Neugierde als andächtige Sammlung zeigte und häufig sogar unterdrücktes Gelächter laut wurde. Das kleine Brautpaar war für alle Zuschauer vollkommen sichtbar, da sie auf einer erhöhten Estrade standen und die Komödie wurde noch dadurch vervollständigt, daß sie ebenso winzige Trauzeugen hatten. Tom Pouce wurde von einem Zwerge, der Commodore Nutt genannt wird, und Miss Lavinia von ihrer noch kleinern Schwester begleitet. Die kleine Gesellschaft bewahrte übrigens während der ganzen Feierlichkeit einen höchst würdevollen, gravitätischen Ernst.

Der ehrwürdige M. Wiley und der ehrwürdige M. Taylor hatten die wenig beneidenswerthe Ehre, bei dieser bizarren Vereinigung als Geistliche zu fungiren.

Sowie das verhängnißvolle „Ja“ ausgesprochen war, verließen die Neuvermählten die Kirche, um sich nach dem Metropolitan-Hotel zu begeben, wo sie die Glückwünsche aller Derjenigen in Empfang nahmen, die sich durch ein Billet das Recht dazu erkaufte hatten. Die Polizei mußte ihrem Wagen mit Gewalt einen Weg durch die dichte Menschenmasse bahnen. Um zwei Uhr wurde der Empfang geschlossen und das junge Paar trat seine Hochzeitsreise an. Wenn sie ihre Flitterwochen ruhig genießen wollen, mögen sie sich nur ein sehr einsames Plätzchen ansuchen, denn die Neugierde wird sie wohl überall hin verfolgen.

(Wie man hentzutage reich wird.) Vor Kurzem zog sich wieder ein Glücklicher von dem großen Schauplatz in Paris zurück, um auf seinen Lorbeeren auszuruhen und hinfort in Frieden mit 30,000 Fres. jährlicher Rente zu leben. Wodurch hat er sie errungen? durch Speculation, durch Arbeit, durch Genie vielleicht? Ach nein, durch seinen Kamm.

Er war Friseur am Varietéstheater und hieß Felix Escalier; eines Tages wurden ihm die Grenzen zu eng, „Macedonien war zu klein für ihn“, und er suchte Befriedigung seines Ehrgeizes in der großen Welt, wo er eine unerhörte Kühnheit entfaltete. Er sollte zum Beispiel einer Dame, welche er frisiert hatte, einen Blumentranz in's Haar stecken. Ruhig griff er nach einer Scheere und zerschchnitt den Kranz mit der größten Kaltblütigkeit in lauter kleine Stückchen. Die Dame stieß einen durchdringenden Schrei aus, aber Felix sagte mit unbeweglicher Ruhe: „Madame konnte unmöglich glauben, daß ich ihr

schönes Haar mit diesem häßlichen Gebälch beladen werde,“ dann nahm er die kleinen Zweige und Blüten zur Hand und streute sie mit soviel Kunst und anmuthiger Unregelmäßigkeit hier und da in das Haar, daß die eben noch zornige Dame ihm nicht genug ihren Dank aussprechen konnte. Er hatte keinen festen Preis, dieser Hergenmeister, hier nahm er einen Louisdor, da zwei, dort fünf und wieder wo anders zehn. An manchen Tagen mußte er um 7 Uhr Morgens bis Mitternacht unausgesetzt fristren, aber es dauerte auch kaum ein paar Jahre, so war er ein reicher Mann. Dabei erzählt man sich als einen Beweis seiner Dankbarkeit und Anhänglichkeit, daß er, so lange er practicirte, die Frau seines ehemaligen Directors am Varietéstheater selbst in den Tagen seines höchsten Glanzes, wo er die Ehre hatte, Ihre Majestät die Kaiserin zu bedienen, stets zu demselben Preise fristrete, wie ehemals, da er noch ein bescheidener Anfänger war und sie trotz diesem äußerst geringfügigen Preise vor allen seinen vornehmen Kunden begünstigte. Mehr als einmal riefen verzweifelnde Herzoginnen, welche sich in dem Salon des Herrn Felix drängten: „Hilfhundert Francs gebe ich, wenn Felix diesen Abend um 6 Uhr zu mir kommt!“ Und die Gehilfen erwiederten achselzuckend: „Unmöglich! Frau Director L. hat Gesellschaft zum Diner und Herr Felix würde um alles Gold der Welt sich nicht nehmen lassen, sie um 6 Uhr zu fristren.“ — „Wie viel bezahlt denn Madam L. ihrem Friseur?“ — „Drei Francs, Frau Herzogin.“ — Und dies war die Wahrheit. Jetzt bewohnt Herr Felix ein elegantes Landhaus in irgend einer reizenden Gegend und hat das Feld anderen Ehr- und Geldgierigen freigelassen.

(Der Modist des 18. Jahrhunderts.) Beaulard hieß damals dieser Stern am Himmel der Mode, auf den Aller Augen blickten; die Epoche seines größten Ruhmes war zu der Zeit, als Marie Antoinette, die heitere Königin, zu Versailles und Trianon Hof hielt. Man nannte ihn den Modisten ohne Gleichen, den schöpferischen Poeten, dessen tausend Erfindungen und köstliche Benennungen direct ihm von Cythere eingegeben worden seien. Er erfand die Bänder aux soupirs de Venus; die Diademe arc-en-ciel, le désespoir d'opale, l'instant, la conviction, la marque d'espoir; die Garnituren à la composition honnête, à la grande réputation, au désir manqué, aux plaintes indifférentes, à la préférence, au doux sourire, à l'agitation und den Stoff soupirs étouffés garnirt mit regrets inutiles. Dazu erfand sein Geschmac alle jene Farben und Schattirungen, welche damals herrschten, als die Farben vive bergère, cuisse de nymphe émue, entrailles de petit-maitre, boue de Paris, merde d'oie und die couleur puce, von der es mehrfache Schattirungen gab, als z. B. ventre de puce en fièvre de lait, vieille puce, jeune puce, dos, ventre, cuisse, tête de puce, die uns grade nicht poetisch erscheinen und die heute unter dem Namen couleur havane oder couleur cuir wieder auferstanden sind. Auch die jetzt wieder so beliebte Farbe cheveux de la reine stammt aus jener Zeit.